

# KLEINER BEITRAG

## Der Dienst der Frau in den Religionen und Kirchen

Unter diesem Titel hat der Marburger Professor Friedrich Heiler ein Sonderheft<sup>1</sup> herausgegeben, das sowohl in den einzelnen Aufsägen als im gesamten Aufbau eine äußerst wertvolle Leistung bedeutet, wohl geeignet, allerhand schwebende Fragen unserer Zeit auf den rechten Weg zu bringen.

In einer ausführlichen, gewissenhaft mit Quellenangaben belegten Arbeit über den *Dienst der Frau in den Religionen der Menschheit* zeigt Friedrich Heiler einleitend die Tatsache auf, wahrhaft sprechende Tatsachen, die wesenhafte Bindung der Frau an das Religiöse kündend. Macht und Würde geht von der heidnischen Seherin, Weissagerin und auch Kultpriesterin aus. Von den Vestalinnen „sprechen gelegentlich selbst Kirchenväter . . . mit einer gewissen Bewunderung“ (17). Heiler sieht dann „den geheimnisvollen Glanz . . ., der die jungfräulichen Dienerinnen der mater Vesta und Hüterinnen ihres unauslöschlichen Feuers umstrahlte“, übergehen „auf die jungfräulichen Asketinnen und Nonnen der Kirche Christi“ (22.) Mehr aber, als solcher Übergang bindet, schneidet die „völlig neue Wertung der Frau“ trennend zwischen Heidentum und Christentum hindurch. Trotz dieser „völlig neuen Wertung“ verläuft indessen die Linie anders, als man erwarten durfte. Nach einem wunderbaren Aufschwung, der, entsprechend der Erhebung der durch Christus erlösten Frau, diese als Mitarbeiterin neben den Apostel stellt, gibt es rasch eine rückläufige Bewegung. Das „Mulier taceat“ erklingt, das mit Handauslegung und Geistanrufung vom Bischof übertragene Diakonissenamt verschwindet wieder.

H. berichtet dies mit einem Bedauern. Trotzdem aber, so fährt er selbst fort, „trotzdem die äußersten Rechte der Frau in der christlichen Kirche immer mehr verkürzt wurden, so hat sie doch einen immer stärkeren Einfluß auf deren inneres Leben ausgeübt; ja, nicht nur das, die Ehrfurcht vor dem religiösen Geheimnis der Frau ist immer mehr gewachsen. Die Frau erwies sich in immer höherem Maße als Trägerin und Hüterin jenes Pneuma, das nach der Pfingstverheißung Joels in gleicher Weise über Gottes Knechte und Mägde ausgegossen werden sollte. Das „schwache Geschlecht“ offenbarte seine übernatürliche, heroische Kraft im Mysterium . . . Als der zweite Beweis dafür, daß die Frau Trägerin des Pneuma war, erschien ihre „asketische Jungfräulichkeit“ (43). „Ungeheure schöpferische Kräfte hat das christliche Nonnentum entbunden. Obwohl die Kirche der Frau das sakramentale Priestertum vorenthielt, stellt dieser umfassende Frauendienst doch ein geistiges und sittliches Priestertum besonderer Art dar“ (45).

Könnte man statt „trotzdem“ und „obwohl“ nicht vielleicht einsetzen „weil“? Weil eben von Gott dieses besondere und kein anderes Priestertum für die Frau gemeint war? Es ist durchaus verständlich, daß im ersten Anlauf jungen Christentums neben dem Diakon die Diakonin zu ihrem Amt geweiht wurde, da neben der neuen und bleibenden Gleichwertigkeit die alte, aber auch bleibende Andersartigkeit ein wenig übersehen wurde. Die „rückläufige Bewegung in bezug auf Frauenrechte“ (46) verläuft dann doch mit einer gottgewollten Sicherheit. Was wollte denn die „Weihe mit Handauflegung“? Sie wollte ausstatten mit einer besonderen Amtesgnade für eine besondere Sendung, wie sie der Diakon für seinen Dienst als Armenpfleger, der sonst dem Manne nicht eigen ist, zweifellos brauchte. Die Frau war selbstverständlich helfend an seiner Seite und zwar eben als Frau. Sie mußte dazu nicht erst eigens ausgesondert, erst eigens begabt werden. Macht nicht die Entfaltung der durch die Gnade erhöhten Natur notwendig jede Frau

<sup>1</sup> Eine heilige Kirche. Zeitschrift für Kirchenkunde und Religionswissenschaft, hrsg. von Fr. Heiler. 21. Jahrgang der Hochkirche, 1939, Heft 1—5, 168 S., RM. 3.80, Verlag Ernst Reinhardt in München.

zur „Diakonisse“, zur Dienerin am Leben? — Nicht, als dächten wir gering vom Wert der Weihe, doch sie muß einen Sinn haben. Es hat einen Sinn, den Mann zum Diakon zu weihen; doch die Frau zur Diakonisse zu weihen, das heißt eigentlich, sie zur Frau weihen und das hat keinen Sinn.

Wenn H. feststellt: „Alle diese äußeren Beschränkungen vermochten die Entfaltung der schöpferischen Kräfte des katholischen Nonnentums nicht zu hemmen“ (46), so fügen wir gerne hinzu: Im Gegenteil! Sie dämmten den erbsündigen Geltungsdrang, der nach „unfräulichen“ Werten zielt, ab und sicherten nun erst das freie Fluten der eigentlich schöpferischen Kräfte geistigen und leiblichen Muttertums in Kloster und Welt. Mag auch das menschliche Werkzeug oftmals aus enger Frauenfeindlichkeit das Zurückdrängen durchgeführt haben, es war doch der Heilige Geist am Werke, der weiß, was uns frommt. Man könnte jubeln bei einer Feststellung wie dieser: „In den Ländern, welche eine heftige Kirchenverfolgung erlitten haben, in Spanien wie in Mexiko, entstand von selbst auch ohne Weihe ein Laiendiakonissenstum, dem mangels an geweihten Priestern nicht nur die Taufe, sondern auch die Asteilung der Eucharistie oblag. Nichts vermag die Erneuerung urchristlicher Einrichtungen so zu beschleunigen als die Wiederkehr von Verfolgungen der urchristlichen Zeit“ (47). — Wir sind fest überzeugt, daß die Frau heute wie je der äußeren Ämter und Titel nicht bedarf, um heldisch einzuspringen, wo es not tut; daß Amt und Titel sie vielmehr hindern würden, wie Sauls Panzer den kleinen David, für den er eben nicht gemacht war.

Dr. Paula Schäfer gründet ihre gute geschichtliche Studie über den *Dienst der Frau in der alten Kirche* auf die Tatsache, daß Frauen am Geheimnis der Erlösung tiefsten Anteil nehmen, „doch ist nirgendwo auch nur eine Spur einer amtlichen Beauftragung einer Frau entsprechend der Aussendung der Apostel durch Christus nachweisbar. Eine bedeutsame Tatsache!“ (49) Und sie muß die Frage: „Galt nun das Diakonissenstum . . . als eine Art weiblichen Priestertums?“ aufs strengste verneinen (55).

Immerhin stellt Friedrich Weidert in einer Übersicht über die *Geschichte der Diakonissenweihe* fest, „daß es sich bei der Ordination der Diakonissen um eine wirkliche sakramentale Weihe handele“ . . . Ihre Einreihung in die Hierarchie erfolgt so, daß sie nach Bischof, Priester und Diakon, aber vor Hypodiakon und Lektor stehen“ (61). „Die Frage aber, ob die Diakonissenweihe der alten Kirche eine ‚höhere‘ oder ‚niedere‘ gewesen, ist falsch gestellt und sieht am Eigentlichen vorbei“ (72). „Die mancherlei Einschränkungen heben die Diakonisse wieder deutlich vom Diakon ab. Ihr Pflichtenkreis entsprach durchaus den Fähigkeiten ihres Geschlechts. Sie hatte als Mutter alles Schwache und Notleidende in weiblicher Weise zu betreuen. Das Amt der Diakonisse war weder ein ‚höheres‘ noch ein ‚niederes‘ Amt auf der Stufenleiter der männlichen Hierarchie. Es war eben ein weibliches Amt“ (73). Letzteres ist sehr richtig gesehen. Wir aber fügen noch bei: Ein allgemeines „weibliches Amt“ kann zu den unterschiedlich verleihbaren „männlichen Ämtern“ niemals in Parallele gesetzt werden. Wir hören auch gleich von den Gefahren einer solchen Konkurrenz: „Immer wieder versuchten die Diakonissen, sich Rechte anzumaßen, die ihnen nicht zustanden. Immer wieder wird das Lehrverbot erneuert, weil es nötig war. Das IV. Konzil von Karthago schärfst mit Nachdruck ein, daß die Frau nicht zum Priesteramt (non ad sacerdotium), sondern allein zum Dienst (ad ministerium) geweiht werden dürfe“ (74). — Man darf der Diakonisse ihre „Anmaßungen“ nicht allzu sehr verargen. Wenn ihr schon überhaupt ein „Amt“ verliehen wird, dann wird sie sich niemals „bloß“ mit dem einen zufrieden geben können. Das Widersprüche zu sehr dem menschlichen Strebevermögen. Wenn überhaupt ein hierarchisches „Amt“, dann auch das des Papstes! Oder aber, und so ist es von Gott gemeint, gar kein

<sup>2</sup> Die Weihe durch den Bischof mittels Handauflegung und Gebet übertrug keine geistliche Gewalt, sondern rief „den Heiligen Geist“ auf die Diakonisse herab „zur würdigen Vollbringung des ihr anvertrauten Werkes“; sie war aber nicht Sakrament, sondern Sakramentale. (So richtig K. Algermissen in Lexikon für Theol. u. Kirche iii, 277).

„Amt“, sondern das nichtamtlich mütterliche Priestertum heiligen Lehensdienstes als besonderes „Mittlertum“ zwischen unerschaffenem und erschaffenem Leben.

In der anglikanischen Kirche hat man — dazu nimmt Dr. Paula Schäfer nochmals das Wort — heute der Frau die Diakonissenweihe als den einzigen heiligen ordo („the one Holy Order“) aufgetan (78). Den unschägbaren Diensten, die englische Diakonissen leisten, besonders in der Mission, zollen wir volle Bewunderung. Diese Dienste strömen aus begnadeten Kräften christlichen Frauentums. Wenn wir aber hören, daß man diesen Frauen um ihres Amtes willen den Titel „Reverend“ zubilligen will, dann denken wir doch mit leichtem Grauen: Gott bewahre!

Wie wenig das Fehlen des Amtes die Frau daran hindert, Trägerin des Pneuma zu sein, das zeigt die ausgezeichnete Arbeit Anna Maria Heilers über die *Mystikerin in der Kirche*. Sie faßt das weite Thema präzis unter den Blickpunkt der Frage: „Wie ist das Verhältnis der Mystikerin zur Kirche, der lateinischen, der Papstkirche, wie man vielleicht um des Kontrastes willen sagen darf?“ (88). Und sie findet nicht nur, daß sie sich bei „aller Kühnheit und Freiheit ihres mystischen Lebens“, der „fast unerhörten Selbständigkeit und Sicherheit des Gehens auf gefahrdrohenden Pfaden“ (111) doch durch den „Gehorsam gegenüber der kirchlichen Leitung“ kennzeichnet (92), sondern daß die schönsten Andachtsformen unserer heiligen Kirche von ihnen getragen und genährt werden: Die Verehrung der aufbewahrten Eucharistie, der Gottesmutter, des Jesuskindes, des Herzens Jesu. Sie liebten die Beichte und reckten sich doch als ernste Mahnerinnen selbst gegen den Obersten Hirten auf, wenn Gott sie dazu — ohne Amt — bestellte. „Die kirchlichen Würdenträger sind groß — und demütig genug, Kritik auch aus dem Munde einfacher Mägde Christi zu hören“ (111), gerade weil diese nicht von Amts wegen, sondern nur in gottunmittelbarem Auftrag reden können.

Für Esther von Kirchbach: *Der Dienst der Mutter in der Kirche* ist die kirchliche Beamtung der Frau kein Problem; denn sie steht als christliche Mutter zur Mutter Kirche in engster Beziehung und hat ihre heimliche Weihe tief in sich. Es geht einem das Herz auf über ihren guten, starken Worten: „Wir sollen Mutter sein — so sehr — so ganz, daß unsren Kindern am Beispiel der eigeuen Mutter etwas davon aufgehen kann, was es bedeutet, daß die Kirche Mutter heißt“. „Aber nun brauchen wir, um Mutter sein zu können, die Kirche. Wo bergen wir uns und unser Kindchen, das wir durch drei Jahreszeiten hindurch getragen, vor dem Jammer und dem Schrecken, der in der Welt, in die wir es hineingebären wollen, nun einmal sciuen Platz hat?“ (113) . . . „Entscheidend ist, daß das Kind in den Jahren der Gährung merkt, woher sie (die Mutter) die Kraft zu ihrem Muttersein nimmt“ (115). Wie wahr ist es, „daß die Mutter der Kirche und ihrem Kinde am tiefsten dient, wenn sie ganz Mutter ist“ (115). „Aber die Mütter reichen nicht aus. Die Kirche braucht die mütterliche Frau ohne Kinder, die sie ausschickt als Boten ihrer Mutterschaft“ (116). Ist das nicht unsere Diakonie? Ist uns dieses „Amt“ nicht brennend eingeboren? Wollen wir uns erst durch eine Handauflegung dazu weihen lassen? — Damit Dinge gesagt werden, wie Esther von Kirchbach sie sagt, dazu müssen heute unsere Mütterlichsten schreiben, die sonst lieber stille wären; ohne ihr Zeugnis bliebe ungesagt, was um der Not der Zeit willen gesagt werden muß.

Wundersam ist es, wie der Bericht einer erfahrenen Missionsärztein: *Der Dienst der Frau in der Mission*, wenn auch aus einer scheinbar völlig anderen Lebensschau, doch mit der Vorhergehenden harmonisch zusammenklingt. Anna Bramsen sieht in der großen Leistung der Frau in der evangelischen Mission die Auswirkung jener Kräfte, „die sich selbst neue Kanäle gruben, da die alten versperrt waren. Durch die Reformation hatte sich die Stellung der Frau innerhalb des ganzen lebendigen Organismus der Kirche sehr verändert, da alle religiösen Frauenorden sich auflösten und so den Frauen in den nordischen Ländern die Möglichkeit, sich einem Leben besonderen Dienstes hinzugeben, entzogen wurde“ (117). In klaren Zügen wird ein Überblick über die grandiosen Leistungen der „weiblichen Missionare“ gegeben, die „in erzieherischer, medizinischer und

sozialer Richtung Pionierinnen wurden“ (119). Durch die Pionierinnen selbst aber ward der „Typ des sich selbst erhaltenden Mädchens eingeführt und behauptete sich. Die Gesellschaft fing an, sich im Guten und Bösen in der Richtung des Westens zu verändern und nichts konnte diese Entwicklung aufhalten. Und einer der Züge dieser neuen Gesellschaft war die Befreiung der Frau, die Vermännlichung ihres Lebens“ (120). Das weckt nun all den herrlichen Erfolgen gegenüber doch die bange Frage: „Waren nicht einige dieser Frauen zu geschäftig und entbehrten etwas von jener inneren Ruhe und Kraft, welche die empfangen, die mehr in den Dingen der Ewigkeit als in denen der Zeit ihren Brennpunkt haben? Standen sie nicht zu oft als unabhängige Individuen da, denen es an Gemeinschaft und Zucht einer Kirche fehlte und die eben zu sehr Glieder einer Gesellschaft waren? — Es kann niemals ein wirklicher Unterschied zwischen den Diensten bestehen, mit denen die Kirche die Frau beauftragt. Ob es Osten oder Westen ist, sie muß gerade als Frau geweiht hinausgehen, und die Frau ist immer entweder Mutter, Tochter, Schwester oder Gattin und will deshalb niemals Betätigungen auf sich nehmen, die nicht einer dieser Berufungen angenähert werden können“ (120). Da drängt sich abermals unsere Frage auf: Genügen da nicht die Tauf- und Firmungsgnaden und das Leben aus der heiligen Eucharistie? Muß die Frau noch durch besondere Handauflegung zur Mutter, Tochter, Schwester geweiht werden? In tiefer Besinnlichkeit schließt die verdiente Missionsärztin: „Und es kann sein, daß die, welche ausgingen, um zu lehren, sich zeitweise mehr fühlten, als säßen sie zu Füßen der Frauen des Ostens, auf daß sie einige der großen dynamischen Kräfte, die ihnen über zu viel Weisheit und Einsicht verloren gegangen waren, zurückempfangen könnten“ (120).

Der Bericht einer Schwedin, Fil. kand. Karin Elisabeth Dalberg: *Weibliche Seelsorge* deutet die Krise an, die der nordischen Kirche durch die offizielle Eingliederung der Frau erwächst. Auf Grund der Seelsorgernot hat man ihr zur „Diakonie der Hand“ auch die „Diakonie des Wortes“, ja 1938 sogar das Pfarramt geöffnet, „ohne daß dies jedoch irgendwelche praktische Konsequenzen nach sich zog“ (122). Doch auch wo das „weibliche Seelsorgeramt“ nicht pfarrlich führend, sondern nur helfend ausgeübt wird, ist es als „Amt“ zu selbstständig, als daß nicht die Gefahr einer „Doppelheit und Zersplitterung“ bestünde, „welche ein Hindernis für den Empfang der vollen, wunderbaren Offenbarung der Gnade Gottes werden kann“ (125).

In einer Studie über den *Dienst der Frau außerhalb der Großkirche* zeichnet Friedrich Wiechert die Verkrümmungen und Verzerrungen, die der weibliche Diakonat durch die Überspitzung des Amtlichen in den Sektionen erfahren hat, deren Stiftung oft „eng mit dem Emanzipationsstreben religiös und sittlich zweifelhafter Frauen verbunden war“ (130). Das überaus unerfreuliche Bild führt zu dem Schluß: „Wo in den Sektionen die Frau zur Bedeutung gelangt, da geschieht das zumeist ohne Berücksichtigung ihrer eigentlichen Berufung. Aus der kirchlichen Prophetin, Witwe, Diakonisse und Mystikerin wird die Sektentifterin, die Hierodule, das vergottete Weib. Die Großkirche hat diese Entwicklung vorausgeahnt und sich nach Kräften dagegen gestemmt“ (139).

Wohltuend strahlt über den traurigen Verirrungen fraulichen Wesens das *Bild der Jungfrauen und Frauen in der Liturgie in der römischen Kirche*, wie es Paul Schorlemer herausarbeitet. Das feine Ineinander von *Liturgie und Diakonie*, „gleichsam ein Schwesternpaar wie Maria und Martha“ (125), behandelt Pfarrer Lic. Joh. Heintze. Der reiche Gehalt des schlichten Heftes wird vervollständigt durch einen Hinweis auf „Neueres Schriftum über Frau und Religion“, wertvoll durch Anne Marie Heilers maßvolles, klares Urteil.

Die Übersichtlichkeit in Gliederung des Themas und seiner Unterbauung durch Angabe zahlreicher Quellen und Werke machen das Heft selbst zu einem Quellenwerk, das den Frauenseelsorgern und seelsorglich tätigen Frauen — wie viel gibt es ihrer bei uns ohne kirchliches Amt und ohne Verlangen danach! wärmsten empfohlen werden kann.

Oda Schneider, Wien.